

Die Redaktion behält sich vor, Leserbriefe zu kürzen.

■ Folgen des Wettbewerbs

Zu „Mehr Freiheit für die Hochschulen“ von Dieter Kurz, Mai 2010, S. 3

Dieser Beitrag ist flott geschrieben und wirkt überzeugend – auf den ersten Blick. Genaueres Hinschauen zeigt, dass sich Kurz nur wenig mit Fakten und Alternativen auseinandersetzen mag und uns stattdessen seine Ideensammlung für einen freien Wettbewerb zwischen Hochschulen „verkaufen“ will. Dazu bemüht er „viele andere Vertreter der Wirtschaft“, „den sichtbaren Erfolg“ mancher (ungenannter) privater Hochschulen und als zentralen Punkt den DWI-Innovationsindikator von BDI und Telekom Stiftung. Aus dem 12. Platz Deutschlands in punkto Bildung folgert Herr Kurz, dass Hochschulen in einen verstärkten Wettbewerb treten sollten. Der 12. Platz ergibt sich aber im Wesentlichen aus den zu geringen staatlichen Bildungsausgaben, aus der Qualität der Schulbildung und aus dem allgemeinen Fachkräftemangel. Man mag sich fragen, ob Herr Kurz hier nicht erkannt hat, wie faden-scheinig die Motivation für seine Gedankengänge ist, denn der gleiche Report bescheinigt Deutschland die zweitbeste Forschungseffizienz (dies muss ja wohl auch mit der Bildung zusammenhängen).

Gleichzeitig wissen wir alle, dass sich Deutschland nahezu vollständig von den High-Tech-Branchen der Chip- und Computer-Produktion verabschiedet hat. Man hört häufiger, dass deutsche Forscher die Anwendung ihrer Patente im asiatischen Ausland oder in den USA beobachten, und der DWI-Report bestätigt, dass Deutschland beim Punkt „Einstellungen zu unternehmerischem Risiko“ auf Platz 17 unter 17 Ländern landet. Sollten wir da nicht eher nach Mängeln bei Ausbildung, Mut zur Innovation und Fähigkeiten deutscher Manager fragen?

Herr Kurz behauptet, dass eine Bezahlung von Uni-Vollgebühren durch die Studenten (die ihrerseits staatlich unterstützt werden) zwangsläufig die Qualität der Lehre steigern würde. Wählen denn heutige Studenten ihren Studienort

nicht nach sachlichen Kriterien wie Qualität von Lehre und Ausbildung, Wohnortnähe und Kostenumfeld? Schrecken nicht Maßnahmen solcher Art gerade diejenigen ab, deren Elternhaus keine finanzielle Abfederung erlaubt, und vertreiben wir deshalb mit einem zu starken finanziellen Druck nicht gerade die Macher, die wir für den Industriestandort Deutschland so dringend brauchen?

Aus meiner Sicht führen die Vorschläge von Herrn Kurz zu einer weiteren Konzentration auf wenige exzellente Hochschulen, wobei unklar ist, ob die Spitzenforschung in Deutschland als Ganzes dabei gewinnt. Die mittlere Qualität von Lehre und Forschung und damit der Ausbildung in Gebieten ohne Exzellenz-Uni wird jedoch sicher abnehmen. Damit liefern die Top-Unis vielleicht vermehrt Forschungsergebnisse, Ideen und Patente, die aber in der Industrie gar nicht mehr umgesetzt werden können, weil es in der Breite an Personal mit der entsprechenden Kompetenz mangelt.

Gregor Schiwietz

Der Beitrag des in der Industrie an führender Stelle tätigen Kollegen Dieter Kurz ist in mehrerlei Hinsicht bemerkenswert.

Auf einer Seite werden all die neoliberalen Schlagwörter wie „Wettbewerb, Freiheit, Angebot, Qualität“ etc. mit großer Häufigkeit und in Verbindung mit satt-sam bekannten Leerformeln und Denkfiguren wie Bildungsnotstand, Mangel an Akademikern, Reform, Verbesserung und Modernisierung etc. bemüht. Dabei wird nach einem bewährten Szenario vorgegangen. Zunächst wird Alarm geschlagen, indem erstens behauptet wird, dass es „nicht genügend qualifizierten Nachwuchs“ gäbe. Zweitens wird einmal mehr das Ergebnis einer der vielen, kursierenden Rankingstudien zitiert. Nach dem Alarm kommt die befreiende Idee unseres Kollegen aus der Wirtschaft, wie wir uns von diesen beiden „inakzeptablen“ sozialen Übeln „befreien können“. Sie lautet: „Mehr Wettbewerb“. Und wie schaffen wir nun

mehr Wettbewerb? Hier schießt Kurz den Vogel mit einem Vorschlag ab, der neoliberalen Geist pur verkörpert. Es soll ein neuer, tatsächlich revolutionärer Modus der Verteilung der staatlicherseits „selbstverständlicherweise“ (!) nach wie vor aufzubringenden Mittel für die Lehre an die einzelnen Hochschulen eingeführt werden. Diese soll den Studierenden vorbehalten sein. So wird nämlich „die Hochschule von denen bezahlt, die ihre Leistung am besten bewerten können“. Die Studierenden als Konsumenten, die für ihr Geld Leistung und Qualität einfordern. Klingt doch gut, oder? Tatsächlich läuft dieser, aus der unzulässigen Überstülpung marktlogischer Kategorien auf ein recht komplexes, historisch gewachsenes und von unterschiedlichen Interessen geprägtes System wie die höhere Bildung heraus gebo-rene Vorschlag darauf hinaus, dass die Allgemeinheit durch zwangsweise auferlegte Steuern zwar das Geld zur Verfügung stellt, jedoch eine minoritäre, soziale Gruppe darüber verfügt, die nur wenig bis gar nicht das ihre dazu beiträgt.

Genau dies bedeutet Neoliberalismus in der Praxis. Der Staat wird „selbstverständlicherweise“ nach wie vor benötigt, aber nur als Kostenträger. Er hat sich besser nicht einzumischen, wenn es darum geht, wer in den Genuss der von ihm bereitgestellten Mittel kommt und wer nicht. Die „unsichtbare Hand des freien Wettbewerbs“ nämlich ist dabei wesentlich erfolgreicher als unsere müde Politik und schwerfällige Bürokratie, die nur unzureichende Ergebnisse vorweisen können.

Abgesehen von seinem offensichtlich ideologischen Hintergrund ist dieser Vorschlag ziemlich wirklichkeitsfremd und kontraproduktiv, und zwar auch im Sinne seines Protagonisten. Nehmen wir einen Moment an, es wäre so, dass die Studenten über das Wohl und Wehe der Verteilung der Mittel für die Lehre an die einzelnen Unis entscheiden könnten. Das wichtigste Ergebnis kann ich schnell vorhersagen: Nivellierung der erworbenen Kenntnisse, Fähigkeiten und Fertigkeiten nach unten. Denn

1) Physik Journal, Mai 2006, S. 10

2) G. Merzyn, Lehrerausbildung – Bilanz und Reformbedarf, Schneider, Baltmannsweiler (2004)

3) G. Merzyn, MNU 59, 4 (2006)

Prof. Dr. Gregor Schiwietz, Helmholtz-Zentrum Berlin für Materialien und Energie GmbH, Berlin

Dr. Josef Pleschiutschnig, Bleiburg, Österreich

Dr. Josef Siegel, Ulm

Prof. Dr. Gottfried Merzyn, Göttingen

gemäß dem ökonomistischen Paradigma des maximalen Outputs bei minimalen Input, welchem wir ja alle folgen, die einen aus Überzeugung, die anderen, weil sie müssen oder zumindest glauben, es zu müssen, werden die Mittel vornehmlich dorthin fließen, wo man die Scheine am leichtesten bekommt.

Ich kann mir allerdings nicht vorstellen, dass „die Wirtschaft“ und damit auch der Vorstandsvorsitzende Kurz mit den Absolventen eines solchen, „wettbewerbsorientierten“ höheren Bildungssystems ihre große Freude hätten.

Josef Pleschiutchnig

■ Kein leeres Stroh

Zu: „Didaktik überbewertet“, *Leserbrief von Thorsten Imkamp, April 2010, S. 14* und „Wieviel Didaktik ist nötig?“, *Leserbriefe von Michael Sinzinger und Felix Schumacher, Juni 2010, S. 14*

Ich habe nach dem Physikstudium (Lehramt und Diplom) in experimenteller Physik promoviert, danach das zweijährige Referendariat durchlaufen und 18 Monate an einer Privatschule unterrichtet.

Die Mängel und vor allem die Lichtgestalten des Physikunterrichts konnte ich nicht an einer guten Didaktikausbildung festmachen, sondern ganz banal am Talent. In meinen Erfahrungen schälte sich immer mehr heraus, dass die Didaktik sehr genau erklären kann, warum ein Unterricht gut oder schlecht gelaufen ist. Und das sollte ein Lehrer in jedem Fall verstehen. Die Didaktik ist aber nicht in der Lage, einen guten Unterricht vorherzusagen. Uns geht es jedoch darum, guten Unterricht zu planen. Guter Physikunterricht ist daher mit mangelndem Talent nur schlecht zu machen.

Der wesentliche Teil des Talents ist meines Erachtens der kommunikative Anteil und die Frustrationstoleranz. Für mich ist ein Physikunterricht dann erfolgreich, wenn auch schwächere Schüler den Großteil ihres Alltagsgeschehens grob qualitativ verstanden haben. Die Potenzialträger in der Physik sollten darüber hinaus wesentliche Inhalte vorrech-

nen können und am Ende ihrer Schullaufbahn von einigen Richtungen wissen, „dass da geforscht wird“. Das ist ein Spagat, dem man sich als Lehrer stellen muss.

Die Didaktik hilft dem Lehrer bei der Planung seines Unterrichts und dabei, Fehler zu vermeiden. Es ist aber ein wesentlicher Beitrag des Lehrers, allen Schülern die Beobachtung ihrer Umwelt in den jeweils erreichbaren Horizonten zu ermöglichen.

Josef Siegel

Drei Physiklehrer haben sich kürzlich in Leserbriefen zur Fachdidaktik im Lehramtsstudium geäußert; zwei davon stark ablehnend. Überraschend ist für mich bei diesen beiden die Selbstsicherheit der Leserbriefschreiber. Nehmen sie gar nicht wahr, dass viele angesehene Organisationen wie die DPG¹⁾ seit langem für Fachdidaktik als wesentliches Element qualifizierter Lehrerbildung plädieren? Auffällig ist bei beiden Stimmen auch, dass beide ihre Argumentation auf eine einzige Biografie, und zwar die jeweils eigene, aufbauen.

In Befragungen von Lehramtsstudenten und fertig ausgebildeten Lehrern ist wiederholt nach erwünschten Ausbildungsanteilen gefragt worden. Zwei Forderungen ergaben sich ausgeprägt in all diesen Untersuchungen:²⁾ mehr Schulpraktika und mehr Fachdidaktik. Das spricht klar gegen eine Vorstellung vom Lehrerwerden, nach der ein angeborenes, nicht beeinflussbares pädagogisches Talent nur um fachliche Kenntnisse ergänzt werden müsse und fertig sei der gute Lehrer.

Zur Qualität fachdidaktischer Lehre liegen drei ähnlich konzipierte Befragungen von Studienreferendaren (Gymnasium) vor – eine aus der Physik, eine aus der Chemie, eine aus der Mathematik.³⁾ Einheitliches Ergebnis dieser drei Arbeiten ist: Der selbsterlebte fachdidaktische Studienteil wird umso positiver bewertet, je umfangreicher er war. Offenbar wird also in der fachdidaktischen Lehre nicht leeres Stroh gedroschen.

Gottfried Merzyn